

Das Judentum – von den Anfängen bis heute

1. Oft findest du in deiner Tageszeitung Artikel über Menschen jüdischen Glaubens und ihre Religion. Die jüdische Religion ist schon sehr alt. Finde heraus, wann und wo sie entstanden ist.
2. In der Geschichte hatten Menschen jüdischen Glaubens oft unter Verfolgung und Unterdrückung zu leiden, im letzten Jahrhundert vor allem in Deutschland. Sammle Informationen über die Geschichte der Juden in Deutschland, auch aus den vergangenen Jahrhunderten. Nutze dazu das Onlinearchiv und weitere Quellen wie Bücher und Zeitschriften.
3. Die nachfolgenden Artikel aus der Tageszeitung zeigen Beispiele für Spuren jüdischen Lebens in Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Mecklenburg-Vorpommern. Du findest sicherlich noch weitere! Schreibe sie auf. Suche auch in deiner Tageszeitung nach weiteren Artikeln zu diesem Thema. Drucke sie aus und klebe sie auf.

Das Judentum – von den Anfängen bis heute

Jüdische Gemeinde wird 25 Jahre

Rund 100 Gäste gratulieren in der Synagoge zum Bestehen / Kampf gegen Antisemitismus muss weitergehen

Von Katrin Zimmer

ROSTOCK Per Handschlag begrüßt Juri Rosov jeden Gast persönlich in der Synagoge in der Augustenstraße. Er wirkt angespannt, doch mit jeder Umarmung, jedem warmen Wort lösen sich seine Gesichtszüge. Es ist ein großer Tag für die Jüdische Gemeinde und ihren Vorsitzenden. Gestern hat sie mit mehr als 100 Gästen aus Politik, Wirtschaft und Kultur ihr 25-jähriges Bestehen gefeiert. Auch Vertreter anderer Religionsgemeinschaften erschienen zum Festakt.

„Meinen Glückwunsch, Juri. Und vielen Dank für die Einladung“, sagt Maher Fakhoury, Mitglied des Islamischen Bundes. Wie alle Herren zieht er beim Betreten der Synagoge eine Kippa auf. Rosov schüttelt noch einige Hände, dann beginnt der Festakt.

„25 Jahre, das ist ein kleines Wunder“, sagt Rosov. Die Gemeinde sei in einem Land gegründet worden, in dem das Judentum zeitweise faktisch verboten war. „Es war, als müssten absolute Laien einen Wolkenkratzer aufbau-



Beim Festakt in der 2008 bezogenen Synagoge berichtet der Vorsitzende Juri Rosov den Gästen von den Startschwierigkeiten. FOTO: KAZI

en“, so der Vorsitzende der Gemeinde. Gelungen sei das nur mithilfe vieler Mitstreiter. Das 2008 bezogene Haus dafür heute immer mit Leben gefüllt. Nachdem es Ende der 80er nur drei Mitglieder gegeben hatte, zählt die Gemeinde heute knapp 600.

Der Geburtstag sei viel mehr ein Wiedererwachen,

sagt Bürgerschaftspräsident Wolfgang Nitzsche (Linke) in seiner Festrede. Doch sei es angesichts der aktuellen Entwicklung ein wenig schwierig, in Feierlaune zu kommen. „Wir müssen weiterhin in gegenseitiger Toleranz und Akzeptanz zusammenleben“, unterstreicht Nitzsche. Das ist auch das er-

klärte Ziel von Mignon Schwenke (Linke), Vizepräsidentin des Landtages. Die Zahl der antisemitisch motivierten Straftaten im Land sei von 2017 zu 2018 um 10 auf 56 gestiegen. „Das ist ein alarmierendes Signal. Wir müssen uns klar gegen Antisemitismus positionieren“, sagt sie. Deshalb brauche das

Land auch so dringend einen Antisemitismusbeauftragten. Den will auch der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde in Rostock. Er könne ein Sprachrohr zur Politik sein, so Rosov.

Am Wahlsonntag feiern die Gemeindemitglieder nochmal ein großes Fest mit Theaterpremiere.

mhn, 17.05.2019

Das Judentum – von den Anfängen bis heute

Junge Menschen sollen die neuen Zeitzeugen sein

Margot Friedlander, Holocaust-Überlebende, liest in der Grund- und Gemeinschaftsschule Standort Nord

ECKERNFÖRDE Sie sind zwischen 15 und 17 Jahre alt. Alles, was vor der Jahrtausendwende passiert ist, gehört für sie bereits zur Geschichte. Das gilt insbesondere für das dunkelste Kapitel der deutschen Geschichte, die Verfolgung und Vernichtung des jüdischen Volkes im Dritten Reich – zusammengefasst in dem Wort Holocaust. Dass sich hinter diesen abstrakten Worten Menschen verbergen, denen unendliches Leid angetan wurde, erfahren die Schüler der zehnten Klasse der Grund- und Gemeinschaftsschule Eckernförde Standort Nord gestern im Rahmen einer besonderen Lesung. Zu Gast war Margot Friedlander aus Berlin. Sie hat als junge Frau den Holocaust in Deutschland und in dem tschechischen Ghetto Theresienstadt überlebt. Die 93-Jährige las auf Einladung des Geschichtslehrers Thomas Schulz aus ihrem Buch „Versuche, dein Leben zu machen“.

Die 21 Jahre alte Margot lebt mit ihrem vier Jahre jüngeren Bruder Ralph und der Mutter in Berlin. Es ist der 20. Januar 1943. An diesem Tag wollen die drei die Flucht vor der Gestapo antreten – die Koffer sind bereits zum Bahnhof gebracht. Zu Hause angekommen, erfährt sie, dass ihr Bruder verhaftet ist. Und auch ihre Mutter sieht sie nie wieder. Von ihrer Familie bleiben ihr nur die Handtasche ihrer Mutter samt Adressbüchlein und Perlenkette und eine Botschaft, die ihr eine Nachbarin mündlich übermittelt: „Ich habe mich entschlossen, zur Polizei zu gehen. Ich gehe mit Ralph, wohin auch immer das sein mag. Versuche, dein Leben zu leben.“ Die Beklemmung im jungen Publikum ist überall spürbar – als Margot Friedlander diese



Margot Friedlander sucht nach der Lesung das Gespräch mit den Zehntklässlern der Grund- und Gemeinschaftsschule Eckernförde Standort Nord. Sie trägt die Perlenkette ihrer Mutter, die 1943 in Auschwitz vergast wurde. KARKOSSA-SCHWARZ

Zeilen vorliest, zeigt sie den Schülern die Perlenkette ihrer in Auschwitz vergasten Mutter und hält das kleine vergilbte Adressbüchlein hoch. Als sei es das Normalste der Welt, hat sie einen Judenstern in der Hand, den sie vor sich auf den Tisch legt. In dem Moment ist das



Taimo Schüler (15)

„Ich bin beeindruckt von ihrer positiven Lebenseinstellung ohne Bitternis.“

unfassbare Grauen in der Aula der Schule angekommen – es ist wirklich.

Die Schüler erfahren von ihrem großen Schmerz durch die Tatsache, dass die Mutter sich bewusst gegen sie entschieden

hat, aber auch von ihrer lebensbejahenden Einstellung und von ihrem mutigen Überlebenskampf im Untergrund Berlins, der nach 15 Monaten mit der Verhaftung und der Einweisung in das Ghetto Theresienstadt endet. Sie erfahren von der großen Einsamkeit einer jungen Frau, die sehr unter dem Schuldgefühl leidet, überlebt zu haben und sich dadurch „vom Schicksal meines Volkes“ abgetrennt fühlt. Indem sie freiwillig die Worte sagt „Ich bin jüdisch“ wird aus dem Ich wieder ein Wir – die junge Margot ist wieder mit dem Schicksal ihrer Familie und ihres Volkes vereint.

64 Jahre hat Margot Friedlander mit ihrem Mann, den sie noch im befreiten Theresienstadt geheiratet hat, in Amerika gelebt. Nach seinem Tod lebt sie seit 2010 wieder in Ber-

lin. „Ich bin wieder zurückgekommen, um mit euch zu sprechen. Ich möchte, dass ihr die Zeitzeugen seid, die wir nicht mehr lange sein können“, begründet sie ihre Rückkehr.

Trotz ihres hohen Alters besucht Margot Friedlander jede Woche mehrere Schulen, sucht



Lily Schülerin (16)

„Ich bin sehr bewegt und werde jetzt ihr Buch lesen.“

das Gespräch. „Das hilft mir, das aufzuarbeiten.“ Ihre Botschaft an die jungen Menschen in der Aula: „So etwas darf nie wieder geschehen. Und das liegt an euch.“

S. Karkossa-Schwarz

sh.z. 28.03.2015

Das Judentum – von den Anfängen bis heute

Flensburgs Kibbuz am Rand der Stadt

1934: Auf Gut Jägerslust, im heutigen Stiftungsland Schäferhaus, lernen junge Juden das Leben in einer Solidargemeinschaft

FLENSBURG Ein Kibbuz am westlichen Stadtrand von Flensburg, im heutigen Stiftungsland Schäferhaus: Auf dem seinerzeit 47 Hektar umfassenden Gut Jägerslust wurden junge Juden, die angesichts der scharf antijüdischen Politik der Nazi-Regierung für sich keine Zukunft mehr in Deutschland sahen, nicht nur mit Ackerbau und Viehzucht vertraut gemacht, sie lernten auch in Theorie und Praxis, in Selbstbestimmung und Eigenverantwortlich innerhalb einer Solidargemeinschaft ihr Leben zu gestalten. Die ersten Kibbuzniks oder Chawerim (hebräisch für Genossen) kamen im Herbst des Jahres 1934 auf den Gutshof der Familie Wolff. Hauptziel war, dort ihre land- und hauswirtschaftliche Ausbildung oder Umschulung zu absolvieren. Dieses Projekt jüdischer Selbstbehauptung diente der Vorbereitung auf die Emigration und trug den Namen „Hachscharah“, womit „die Tauglichmachung und Erträge für ein Pionierleben in Eretz Israel“ gemeint war.

In den Jahren 1934 bis zum erzwungenen Ende des zionistischen Auswanderer-Lehrbetriebes 1938 absolvierten etwa 100 junge Leute, die auch als Praktikanten und Eleven bezeichnet wurden, zumindest einen Teil ihrer „Hachscharah“-Zeit auf dem Gut Jägerslust. Sie kamen beispielsweise aus Chemnitz, Breslau, Berlin, Duisburg, Mannheim, Köln, Leipzig, Mainz, Bonn, Düsseldorf und Frankfurt/Main, waren damit also eher großstädtisches Leben gewöhnt als ein landwirtschaftlich geprägtes Milieu wie am äußersten Stadtrand von Flensburg. Unter ihnen waren auch Richard Hausmann aus Düren und Erna Weinert aus Breslau, seine spätere Frau.

Wie viele seiner Altersgenossen hatte der junge Richard Hausmann seine Lehre abbrechen und einen neuen Lebensweg suchen müssen: „Auch wir sind zur Hachscharah gekommen, weil wir keine Zukunft mehr in Deutschland sehen konnten. Ich wurde von meiner Anstellung entlassen, weil ich jüdisch war, als das Warenhaus Leonhard Tietz, arisiert“ wurde. Danach besuchte ich die Web- schule in Aachen und nach dem dritten Semester, kurz vor dem vierten und letzten Semester, wurde mir nahe gelegt, mein Textil-Ingenieur-Studium dort zu beendigen. Da ich schon seit vielen Jahren in zionistischen Organisatio-

nen tätig war, war der Weg zur Hachscharah die natürliche Folgerung davon.“

Die Einweisung der hochmotivierten jungen Leute in Praktiken der Land- und Hauswirtschaft übernahmen Gutsherr Alexander Wolff und seine Mutter Katharina, kurz Käte genannt. Alle weiteren Schulungen lagen in den Händen der Kibbuz-Mitglieder selbst. Zur Vorbereitung auf einen angestrebten Neu-

anfang in einem Kibbuz in Palästina gehörten – gewissermaßen als „geistige Aufrüstung“ – das Erlernen der hebräischen Sprache, die Beschäftigung mit der zionistischen Idee und der Palästina- kunde sowie das Studium der jüdischen Religion, Kultur und Geschichte. So berichtet die gebürtige Leipzigerin Lotte Kaiser (später verheiratete Flegenheimer), einst hauswirtschaftliche Praktikantin auf dem Auswandererlehr- gut in Flensburg: „Jeden Abend wurde Hebräisch gelernt oder jüdische Ge- schichte und Palästina- kunde, wie man es damals nannte. Die Kurse leiteten diejenigen, die es am besten beherrsch- ten.“ Bei diesen Lektionen war von Sei- ten des jüdischen Gutsbesitzers keine Unterstützung zu erwarten; denn Alex- ander Wolff hatte – so der einstige „Jä- gerslust“-Umschüler und Kibbuz-Spre- cher Samuel Federmann aus Chemnitz – „keine Ahnung von solchen Dingen“. An Sabbat und an hohen jüdischen Fei- ertagen beschränkte sich ihre Arbeit auf die notwendigsten Tätigkeiten auf dem Hof. Schließlich mussten die Tiere ver- sorgt werden.

„Wir hatten ein gutes Zusammen- leben im Kibbuz Jägerslust“, resümierte Richard Hausmann seine Zeit in Flens- burg. „Alle hatten das gleiche Ziel, die Grundlagen der Landwirtschaft zu er- lernen, um eine Einwanderung in das damalige Palästina zu ermöglichen, um dort ein jüdisches Heimatland zu ver- wirklichen.“ Es sei zwar eine schwere, aber auch „schöne Zeit gewesen, wir haben viel gelernt, nicht nur in der Land- wirtschaft“. Gelernt, debattiert, abge- stimmt und gefeiert wurde meist im so genannten Arbeiterhaus, wenige hun- dert Meter vom Herrenhaus des Gutes entfernt. Innerhalb des Jägerslust-Kol- lektivs wurden enge Freundschaften geknüpft, manche fürs ganze Leben, offi- ziell besiegelt vor dem Flensburger Standesamt.

Für die unmittelbare Betreuung der Hachscharah-Stätte Jägerslust war das Hamburger Büro der zionistisch-sozia-

listisch ausgerichteten Jugendorganisa- tion Hechaluz (das ist hebräisch und be- deutet Pionier) zuständig. Dessen Lei- ter Schimon Reich zog 1936 eine Zwi- schenbilanz der erfolgten Aktivitäten und erwähnte dabei Flensburg, wo 1934 mit zwölf Plätzen begonnen worden war. Angesichts der weiter wachsenden Nachfrage kündigte er eine Verdopp- lung der Kapazität an: „Im Augenblick steht der Kibbuz Flensburg vor der Er- weiterung. Mit Hilfe der Zentralstelle Berlin gelang es uns, die Mittel für den Umbau und die Erweiterung der Räum- lichkeiten zu erlangen, wir haben so die Möglichkeit, die Zahl der Chawerim in nächster Zeit auf 25 zu erhöhen.“ Wei- ter fügte der Hechaluz-Funktionär hin- zu: „Die ländlichen Kibbuzim, deren Form sich schon eng an die Kibbuzim in Palästina anlehnt, bilden durch Primiti- vität, Abgeschlossenheit und durch ihre Ausbildung eine ausgezeichnete Vorbe- reitung für die Anforderungen des Landes (im Nahen Osten).“

Mehreren „Jägerslustern“ gelang es tatsächlich, von Flensburg aus mit Hilfe des begehrten Arbeiterzertifikats direkt nach Palästina (damals noch britisches Mandatsgebiet) auszuwandern, andere flüchteten vor den Nazis zunächst nach Dänemark, später ins neutrale Schweden. Einige der Praktikanten aber wur- den wie Mitglieder der Gutsfamilie Wolff Opfer des Holocaust.

Gewalttätiger Antisemitismus war weder der Gutsfamilie Wolff noch den jungen Juden auf Jägerslust zu keiner Zeit entgegengeschlagen – bis zum an- tijüdischen Novemberpögm, als in der Nacht zum 10. November 1938 der Hof und seine Bewohner sowie der Kib- buz von Nazi-Schergen überfallen wur- den und damit der Arbeit der Auswan- dererlehrfarm in Flensburg ein abrupt- es Ende bereitet wurde.



Sportlich: Kibbuz-Mitglieder bilden eine Menschenpyramide.



Bernd Philippen ist Autor des Flensburger Tageblatts. REDAKTION.FLENSBURG@SHZ.DE



Das Judentum – von den Anfängen bis heute

Kirchen zeigen mit Plakaten Nähe von jüdischen und christlichen Traditionen

Beteiligung an bundesweiter Aktion „#beziehungswiese: jüdisch und christlich – näher als du denkst“

Von Niklas Goltschek

DELLENHORST Schabbat beziehungsweise Sonntag, Laubhüttenfest beziehungsweise Erntedank, Chamukka beziehungsweise Weihnachtentum weisen zahlreiche Gemeinsamkeiten auf. Darauf machen in diesem Jahr auf machen in diesem Jahr die Glaubensgemeinschaften aufmerksam, auch in Delmenhorst.

Die hiesigen evangelischen, katholischen und jüdischen Kirchen beteiligen sich an der bundesweiten Aktion „#beziehungswiese: jüdisch und christlich – näher als du denkst“. Auf zwölf Plakattiteln heben sie eben diese Gemeinsamkeiten hervor. Jeden Monat soll in den Gotteshäusern eines davon aushängen. „Wir wollen das als Stadtkirchen gemeinsam aufnehmen“, sagt Pfarrer Guido Wachtel von der Marienkirche.

Auf den Plakaten werden christliche und jüdische Fest- und Feiertage in Verbindung gesetzt, dazu gibt es Erläuterungen zu den Gemeinsamkeiten. Sie „laden auf vielfältige Weise zum Kennenlernen des Judentums und zum christlich-jüdischen Dialog ein“, heißt es etwa bei der Nordkirche. Die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz spricht davon, sich die „einzigartige Beziehung zwischen Judentum und Christentum bewusst“ zu machen. Damit setze man „ein Zeichen gegen Antisemitismus“.



Bei der interreligiösen Aktion „#beziehungswiese – jüdisch und christlich“ werden Thomas Meyer (li., Stadtkirche), Pedro Becerra (re., jüdische Gemeinde) und Guido Wachtel (Marienkirche) jeden Monat eines der Plakate in ihren Gotteshäusern aufhängen. FOTO: NIKLAS GOLTSCHKE

Hintergrundinformationen zu den jeweiligen Gemeinsamkeiten zu vermitteln. Sie könnten in den kommenden Monaten zudem in den Predigten berücksichtigt werden. „Es gibt auch Webinare“, verweist er auf ein weiteres Angebot, um sich tiefer mit den Gemeinsamkeiten von Christen- und Judentum zu befassen.

Rund um das Festjahr zu 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland gibt es mehrere Aktionen, um auf das Miteinander aufmerksam zu machen. Pedro Becerra verweist etwa auf eine Aktion der Stadt Köln mit der Synagogen-Gemeinde und den Kölner Verkehrs-Betrieben (KVB): Mehrere Straßenbahnen fahren hier mit den Schriftzügen „Schalomchen Köln!“ und „miteinander – mittendrin“.

Am 11. Dezember 321 hatte der römische Kaiser Konstantin ein Gesetz erlassen, dass Juden in Köln städtische Ämter übernehmen dürfen. „Dieses Edikt belegt eindeutig, dass jüdische Gemeinden bereits seit der Spätantike wichtiger integrativer Bestandteil der europäischen Kultur sind“, heißt es auf der Internetseite 2021jid.de, die die Kölner Synagogen-Gemeinde zu diesem Anlass aufgesetzt hat. Ein eigens gegründeter Verein organisiert dazu bundesweit über 1000 Veranstaltungen. Mit Konzerten, Ausstellungen, Video-Projekten und Theater soll jüdisches Leben sichtbar gemacht und Antisemitismus entgegengewirkt werden.

„Aber es gibt gegenläufige Tendenzen.“ Umso wichtiger sei es, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen und dazuzulernen. Mit der öffentlichen Aushängung der Plakate setzen die drei Kirchen hier ein Zeichen. Pfarrer Wachtel kündigt ferner an, auch im Wochenblatt auf das jeweilige Plakattitel hinzuweisen und die Normalzustand sein“, betont der Stadtkirche Delmenhorst.

„Aber es gibt gegenläufige Tendenzen.“ Umso wichtiger sei es, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen und dazuzulernen. Mit der öffentlichen Aushängung der Plakate setzen die drei Kirchen hier ein Zeichen. Pfarrer Wachtel kündigt ferner an, auch im Wochenblatt auf das jeweilige Plakattitel hinzuweisen und die Normalzustand sein“, betont der Stadtkirche Delmenhorst.

„Aber es gibt gegenläufige Tendenzen.“ Umso wichtiger sei es, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen und dazuzulernen. Mit der öffentlichen Aushängung der Plakate setzen die drei Kirchen hier ein Zeichen. Pfarrer Wachtel kündigt ferner an, auch im Wochenblatt auf das jeweilige Plakattitel hinzuweisen und die Normalzustand sein“, betont der Stadtkirche Delmenhorst.

„Aber es gibt gegenläufige Tendenzen.“ Umso wichtiger sei es, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen und dazuzulernen. Mit der öffentlichen Aushängung der Plakate setzen die drei Kirchen hier ein Zeichen. Pfarrer Wachtel kündigt ferner an, auch im Wochenblatt auf das jeweilige Plakattitel hinzuweisen und die Normalzustand sein“, betont der Stadtkirche Delmenhorst.

Das Judentum – von den Anfängen bis heute

Auf der Suche nach den Wurzeln

Rosa Lyenska ist Jüdin – aber ohne Religion aufgewachsen: So blickt sie auf den Schabbat und Stolpersteine

Von Kristin Kasten

BERLIN Auf den blank geputzten Stolpersteinen liegen rote Rosenblätter. Die Teelichter daneben hat der Wind längst ausgepustet. Die messingfarbenen Pflastersteine erinnern an die Familie Adler, die bis Anfang der 1940er-Jahre in der Großen Hamburger Straße im Berliner Bezirk Mitte lebte.

Eine junge Frau bleibt neben der Gedenkstätte stehen und zündet eine rote Grabkerze an. Ihre blonden Haare fallen ihr über die Schultern. Sie holt zwei von Klarsichtfolien geschützte Zettel aus ihrer schwarzen Handtasche. Dann kniet sie sich auf den Gehweg und klebt die Lebensgeschichte der Familie mit breitem Paketklebeband auf den Boden. Eine ältere Dame hält an, fragt, wer dort gewohnt hat. Die junge Frau liest die Namen vor. Acht Menschenleben, fünf endeten im Vernichtungslager Auschwitz.

Die junge Frau ist Rosa Lyenska, 22, die den Vornamen ihrer Urgroßmutter trägt. Sie ist eine von rund 200 000 Juden, die heute in Deutschland leben. Das Land des Holocausts, in dem Menschen jüdischen Glaubens zumeist als Opfer oder Mahnmal betrachtet werden, nicht aber als Lebende in der Mitte der Gesellschaft.

Auch von Rosas Familie mütterlicherseits ist ein Großteil im Holocaust gestorben. „Als der Krieg an-

ging, haben meine Urgroßeltern in der Ukraine gelebt. Wir hatten eine große Verwandtschaft. Wohlhabende Familien, die sich alles selbst erarbeitet hatten.“ Während Rosas Urgroßmutter mit ihrer Tochter nach Aserbaidschan floh, blieb der Rest der Familie zurück. „Die Deutschen haben sich nicht mal die Mühe gemacht, die Juden in ein KZ zu bringen. Sie haben sie einfach erschossen und in Massengräber geworfen.“ Einen Ort des Gedenkens gibt es nicht.

Rosa blickt auf die aufgeklebten Zettel. „Jetzt stolpern die Menschen wirklich darüber.“ Die junge Studentin ist Mitglied in der Jüdischen Studierendenunion, die mit dem Putzen und Schmücken der Stolpersteine die Blicke der Passanten auf sie lenken will. „Die Erinnerung an die Verstorbenen hat einen großen Wert im Judentum“, sagt Rosa.

Ihre Familiengeschichte hat sich die junge Frau, die in Kassel aufgewachsen ist, erst nach und nach erschlossen. „Als Kind war mir lange nicht klar, dass ich Jüdin bin. Ich weiß nicht, wie meine Eltern das geschafft haben, aber wir haben nie darüber geredet.“

Ihre Eltern kamen 1997 als Kontingentflüchtlinge aus der Ukraine nach Deutschland. Erst die jüdische Mutter, später durfte auch der Vater nachkommen. „Religion war in der Sowjetunion verpönt“, sagt Rosa. Ihre Urgroßmutter, die Jiddisch

sprach, trat später in die kommunistische Partei ein und entfernte sich vom Judentum. Ebenso ihre Großmutter, die als Kind antisemitische Anfeindungen erfahren musste und für ihre Tochter ein anderes Leben wollte. „Ich bin genau wie meine Mutter ohne Religion aufgewachsen“, sagt Rosa.

Ihre Lebensgeschichte teilt sie mit vielen jüdischen Freunden. Heute haben die jüdischen Gemeinden knapp 95 000 Mitglieder, mindestens 90 Prozent sind Migranten aus Ländern der ehemaligen Sowjetunion. Ohne sie gebe es jüdisches Leben hierzulande wohl nur noch in Großstädten. Die Gemeinden könnten noch größer sein – doch mehr als die Hälfte der Menschen jüdischer Abstammung, die seit 1989 eingewandert sind, haben nicht den Weg zurück in die Gemeinden gefunden – oder wurden abgewiesen, weil nur der Vater Jude war.

Rosa ist Mitglied der Jüdischen Gemeinde in Berlin. Ihre Verbundenheit zum Judentum kam für ihre Familie überraschend. Ihrer Mutter ist das Judentum fremd, ihr Vater wettet gegen Religionen, „er denkt, dass sie nur dazu da sind, die Menschen zu unterdrücken“. Als Kind lernte Rosa Russisch in einer Synagoge. „Für mich war es einfach die Russischschule“, sagt sie heute.

Als Rosa zehn Jahre alt war, schickten ihre Eltern sie zum ersten Mal ins jüdische



Rosa Lyenska Foto: Kathrin Harms

Ferienlager. „Dort haben wir zwar gebetet, aber mir war nicht klar, dass ich selbst jüdisch bin.“ Als sie kurz danach erfuhr, dass sie zum Volk Israels gehört, erzählte sie allen, sie sei Halbjüdin. Den Nazibegriff hatte sie im Geschichtsbuch aufgeschnappt. „Erst viel später habe ich erfahren, dass man immer jüdisch ist, wenn die Mutter jüdisch ist.“

Die Suche nach ihrer Identität begann: Sie las Bücher, stellte Fragen und nahm an Ferienfreizeiten teil, die die jüdische Gemeinde organisierte – „aber der spirituelle Zugang fehlte mir“. Sie könne einfach nicht an Gott glauben. „Im Judentum ist es dir überlassen, an was du glaubst“, sagt Rosa, „es gibt kein Glaubensbekenntnis. Niemand hat Gott gesehen, keiner kann dir sagen, was

Das Judentum – von den Anfängen bis heute

oder wie Gott ist.“ Das Judentum überdauere durch seine Traditionen. Und dem Gefühl, der Gemeinschaft der Juden verpflichtet zu sein, das auch Rosa kennt.

„Wenn ich mich vom Judentum abwende, enden mit mir 2000 Jahre Familiengeschichte.“ Sie spürt einen Druck, empfindet ihn aber nicht als Last. Sie möchte das jüdische Leben in Deutschland fortführen, weil es ihr Leben bereichert. Und sie tut es für ihre Vorfahren, für die Opfer der Schoah und die Überlebenden.

Rosa möchte aufklären, den Blick auf das Judentum erweitern, Nähe ermöglichen. Auch durch Aktionen wie heute. „Sie bleiben wirklich stehen“, freut sich Rosa und blickt auf ein Pärchen, das sich über die Zettel beugt. Die Studentin arbeitet im Jugendzentrum der jüdischen Gemeinde mit, bei dem Begegnungsprojekt „Meet a Jew“, und auch wenn sie sich für den Umweltschutz engagiert, hat das mit ihrem Jüdischsein und den jüdischen Werten zu tun – damit, dass sie Verantwortung übernehmen will. „Das an sich ist schon sehr jüdisch und um einiges jüdischer, als für sich selbst Gott anzubeten.“

Jeden Freitagabend zu Beginn des Schabbats geht sie in ihre Lieblingssynagoge in der Charlottenburger Pestalozzistraße. Es habe nie jemanden gegeben, der ihr dieses Verantwortungsbewusstsein aufgezwungen habe,

sagt Rosa mit Nachdruck. „Und ich fühle mich auch nie fake in der Synagoge.“ Jeder könne auf seine eigene Art und Weise Jude sein. „Die orthodoxen Juden sagen, jeder Jude ist ein Juwel, der mit seinem Potenzial irgendetwas zum Judentum beiträgt.“

Rosa hat viele orthodoxe Freunde, die nach strengen religiösen Regeln leben. „Sie tragen lange Röcke, beten jedes Mal, bevor sie etwas trinken, würden am Schabbat nie irgendwelche elektrischen Geräte benutzen“, sagt Rosa, „und das akzeptiere ich.“

Manchmal diskutieren sie über die Auslegung des Judentums, etwa über die Kleidungsvorschriften. „Ich finde es einfach nicht gut, wenn man die Religion auf Kleidung reduziert“, sagt Rosa, „und ich verstehe nicht, warum Rabbiner, die etwas vor 500 Jahren gesagt haben, heute einen höheren Stellenwert haben als ein Rabbiner, der jetzt eine völlig neue Interpretation für sich gefunden hat.“

Ein Richtig oder Falsch gibt es für Rosa nicht. „Es ist ein Verbot im Judentum, darüber zu urteilen, wer ein richtiger Jude ist und wer nicht“, sagt sie mit ruhiger Stimme. Die junge Frau hat ihren eigenen Kompass entwickelt. Anders als ihre orthodoxen Freunde benutzt sie am Schabbat den Fahrstuhl und ihr Handy, versucht aber, Plastik zu vermeiden.

Am Schabbat danke man der Schöpfung – „und das ist

meine Interpretation“. Einzig der Gedanke, den Glauben nicht glaubwürdig an ihre späteren Kinder vermitteln zu können, betrübt sie. Rosa glaubt weder an einen Gott noch an ein Leben nach dem Tod. „Es wäre vielleicht schön, wenn man das Gefühl hätte, dass nach dem Leben noch etwas kommt“, sagt sie, aber der Glaube lasse sich nicht erzwingen. Das sei zwar schade, „aber es ist nicht so, dass ich in eine existenzielle Krise gerate.“

Wenn Rosa heute auf die Stolpersteine blickt, fragt sie sich, warum niemand den Menschen geholfen hat. Von der Familie Adler haben drei Menschen den Holocaust überlebt. Das Schicksal weiterer Familienangehöriger ließ sich nicht rekonstruieren, steht auf einem der Stolpersteine.

Jüdisch war die Familie Adler nicht. „Ich habe mir eine deutsche Sinti-Familie rausgesucht, weil im Holocaust ja nicht nur Juden gestorben sind“, sagt Rosa, die auf der Internetseite der Koordinierungsstelle Stolpersteine Berlin auf die Geschichte der Familie Adler gestoßen ist, „die Sinti waren wie die Juden absolut integriert, man hätte ihnen gar nicht angemerkt, dass sie nicht ursprünglich deutscher Herkunft sind.“

Die ältere Dame, die nach den Namen der Familie erfragt hatte, sagt zum Abschied, „wie wunderbar, dass daran gedacht wird“.

NOZ, 12.03.2021

Das Judentum – von den Anfängen bis heute

Suche nach jüdischen Spuren

In der Mecklenburgischen Schweiz erinnern heute oft nur noch Friedhöfe an einstige Bürger / Tafeln vom Dachboden der Synagoge

An die 2000 Juden leben heute wieder in Mecklenburg-Vorpommern. Die meisten von ihnen kommen aus der ehemaligen Sowjetunion.

Schon im Mittelalter gab es in Mecklenburg und Pommern Juden. Mit dem 13. Jahrhundert und der deutschen Besiedlung des vormals slawischen Gebiets gelangten sie ins Land. Aber schon 1330 sind erste Vertreibungen bekannt: Juden mussten Güstrow verlassen, nachdem ihnen vorgeworfen worden war, Hostien des Abendmahls gefrevelt zu haben. Ein ähnlicher Vorwurf zog 1492 in Sternberg ein Pogrom nach sich: Dabei wurden 27 Juden öffentlich verbrannt und im Anschluss an dieses Ereignis alle Juden aus Mecklenburg vertrieben.

Doch mit der Prunkentfaltung der mecklenburgischen und pommerschen Herzöge und der damit verbundenen fortwährenden Geldnot kamen die Juden erneut ins Land – als Händler und Bankiers. 1768 soll es in den beiden mecklenburgischen Herzogtümern rund 3000 Juden gegeben haben.

Indes, gesetzlich gleichgestellt wurden die Mecklenburger jüdischen Glaubens erst 1867/69. Zu diesem Zeitpunkt schrumpften die jüdischen Gemeinden bereits: Hamburg und später vor allem die Reichshauptstadt Berlin lockten, weil sie eher eine Existenzgrundlage boten als das ländliche Mecklenburg und Pommern. So verringerte sich die Anzahl der Juden im Großherzog-



Amalie Lichenheim, geb. Levetzow, gehörte zur jüdischen Gemeinde Dargun. Nur Reste ihres Grabsteins sind erhalten geblieben. FOTOS: GRÄFE



Fund auf dem Synagogen-Dachboden: In Deutsch und Hebräisch loben jüdische Einwohner auf den Tafeln Großherzog Friedrich Franz I.

tum Mecklenburg-Schwerin von 3050 im Jahr 1825 auf 1225 im Jahr 1925. Die Zahl sank auf 811 Juden im Jahr 1933. Was danach passierte, ist hinlänglich bekannt. Nur

noch 46 Juden soll es 1945 in ganz Mecklenburg nach dem Holocaust gegeben haben.

Diese Entwicklung zeigt sich auch im Niedergang der jüdischen Gemeinden in der

auch nicht mehr. 1850 zählte die Bergringstadt noch 114 israelitische Bürger. 1938 wurde deren Synagoge abgerissen. Hingegen erhalten, wenn auch im letzten Moment vor dem völligen Verfall bewahrt und nun im Wiederaufbau begriffen, ist die Stavenhagener Synagoge. Vom 1763 angelegten Friedhof im „Stadtholz“ gibt es dafür keine Spuren mehr. Fritz Reuter setzte den jüdischen Bewohnern seiner Heimatstadt ein literarisches Denkmal – mit dem Kaufmann Moses in der „Stromtid“. Gänzlich verschwunden sind die Spuren der Juden in Gnoien, wo sich 1872 noch 72 Einwohner zum jüdischen Glauben bekannten, die Familien Beer, Friedmann, Nathan, Salinger, Schönfeldt...

Sichtbare Relikte jüdischen Lebens finden sich noch in Dargun. Reste des in den 1930er- und 1940er-Jahren wiederholt zerstörten Friedhofs sind zu einer Gedenkstätte gestaltet worden. Die 1824/1825 erbaute Synagoge hat überdauert und dient nun den Baptisten als Gemeindezentrum. Auf dem Dachboden fanden sich vor einigen Jahren zwei farbig gestaltete Leinwände. Gedankt wird auf der einen, in Deutsch geschriebenen Laudatio dem Großherzog Friedrich Franz I. für dessen Unterstützung. Auf der anderen, in Hebräisch gehaltenen Laudatio, dürfte sich ein gleichgerichteter Dank finden. Beide Tafeln sind restauriert derzeit als Leihgabe in der Synagoge von Röbel zu besichtigen. Gerald Gräfe

Mecklenburgischen Schweiz: Malchin zählte 1830 noch 128 Juden, 1910 waren es 22. In Neukalen ging die Zahl der Juden gar soweit zurück, dass sich 1900 die letzten drei verbliebenen Familien der Gemeinde im benachbarten Dargun anschlossen.

1938 wurde Amalie Salender als letzte Jüdin in Neukalen gemeldet. Im November gleichen Jahres gab es für den Ort die zynische Meldung „judenfrei“.

Schon um 1920 war die Synagoge verschwunden, überdauert hat nur der Friedhof in den „Judentannen“. Noch recht komplett überkommen ist der jüdische Friedhof von Teterow: Rund 70 Grabmale sind zu sehen. Allerdings, Juden leben hier

Das Judentum – von den Anfängen bis heute

Tauben unter dem Dach der Synagoge

LZ-Serie über die Rendsburger Opfer im Nationalsozialismus: „Stolpersteine“ halten die Erinnerung an Rosa und Jakob Fordonski wach

Die Steine mit den Messingplatten sind klein, nur zehn mal zehn Zentimeter. Der Künstler Gunter Demnig hämmert unter der stets gleichen Überschrift „Hier wohnte“ einen Namen, einige Daten und Orte in die Oberfläche. So wird mit bewusst dünnen Worten ein Menschenleben umrissen, das fast immer in einem Lager der Nazis endete. Die „Stolpersteine“ in Rendsburgs Gehwegen sollen an die Opfer der NS-Diktatur erinnern. Wer waren diese Menschen, die einmal zum Rendsburger Leben dazugehörten, ehe sie „verschwand“? Die Serie „Steine gegen das Vergessen“ stellt ihre Lebensgeschichten vor. Heute stehen Rosa und Jakob Fordonski im Mittelpunkt.



In der Nacht zum 10. November 1938 brachen in ganz Deutschland Männer in Braunhemden die Synagogen auf und legten Feuer. Sie schlugen die Fensterscheiben jüdischer Geschäfte ein, plünderten die Einrichtungen, und wenn ihnen jemand entgegentrat, verprügelten sie ihn. Auch in Rendsburg verschafften sich Nazis in der „Reichskristallnacht“ Zugang zur Synagoge und zündeten einen Sprengsatz, der den Thora-Schrein zerstörte. Allerdings wurde das Gotteshaus nicht in Brand gesetzt, es wurde wohl ein Übergreifen der Flammen auf andere Häuser befürchtet. Heute befindet sich in der Prinzessinstraße 8 das Jüdische Museum und die Besucher „stolpern“ am Eingang über die Gedenksteine für Rosa und Jakob Fordonski.

Der letzte Gemeindediener der Synagoge in Rendsburg wurde von den Kindern des Stadtviertels „Onkel Jakob“ genannt. Seine Frau war bei den Kleinen als „Tante Rosa“ bekannt. Die beiden wohnten im Erdgeschoss im Vorderhaus des Gebetshauses. Unter dem Dachboden gurrten die Tauben. Jakob

Fordonski durfte hier seine Tiere halten. Manchmal kam ein Nachbarjunge vorbei und besuchte das Ehepaar, das keine eigenen Kinder hatte. „Onkel Jakob“ stieg dann mit dem Knirps auf den Boden, wo der Kleine die Tauben füttern durfte. Mit den Nachbarn gegenüber in der Prinzessinstraße trafen sich Jakob und Rosa manchmal im Garten zum Kaffeetrinken. Mindestens seit 1923



lebten die beiden in Rendsburg, möglicherweise, weil es hier Bekannte aus ihrer Heimat gab. Rosa und Jakob stammten aus dem Landkreis Kolo in Russisch-Polen. Auch Gerson Schlumper, der ehemalige Schächter der Rendsburger Gemeinde, kam aus Kolo.

Am 25. Mai 1923 trat das Ehepaar aus der jüdischen Gemeinde aus. „Vielleicht hofften Fordonskis, dass es durch den Austritt leichter sein würde, eine Arbeit für Jakob zu finden“, vermutet Dr. Frauke Dettmer, die die Geschichte der Rendsburger Juden erforscht hat. Als Beruf hatte er „Bohrer“ angegeben. Der Haupthinderungsgrund für eine Anstellung, zum Beispiel in der Carlshütte in Büdelsdorf, wo er sich beworben hatte, war aber nicht seine jüdische Konfession, sondern seine polnische Staatsangehörigkeit. In den 20-er Jah-

ren, Zeiten hoher Arbeitslosigkeit, wurden zunächst deutsche Staatsangehörige eingestellt, ehe Ausländer berücksichtigt wurden. Zudem war Jakob lungenkrank. Schließlich beschäftigte ihn die jüdische Gemeinde als Synagogendiener. Da er durch den Austritt nicht mehr als jüdisch galt, war er in der Lage, Arbeiten zu verrichten, die etwa am Sabbat Juden nicht erlaubt sind wie heizen, Licht anzünden und löschen. Viel konnte die kleine Gemeinde nicht zahlen, so dass sich Jakob Fordonski ein wenig Geld durch Heimarbeit hinzu verdiente. Das Adressbuch von 1925 verzeichnete ihn als Stricker.

Das Ehepaar sollte im Oktober 1938 in der so genannten „Polenaktion“ nach Polen abgeschoben werden. Doch die Polen hatten ihre Grenze geschlossen. So kehrten die Fordonskis zunächst wieder nach Rendsburg zurück, zogen aber noch 1939 nach Lübeck in die St. Annenstraße. Es ist möglich, dass der Kontakt zur Lübecker Gemeinde durch Verwandte von Rosa Fordonski zustande gekommen war. Zumindest lebte in

Lübeck ein Ehepaar Fraenkel, das ebenfalls aus Polen stammte, aus Kutno, einhalb Autostunden von Kolo entfernt.

Mit Kriegsbeginn galten alle polnischen Juden, die sich noch in Deutschland aufhielten, als Bürger eines feindlichen Staates. Schon vor den Massendeportationen wurden vor allem die Männer in die Konzentrationslager gebracht. Das betraf auch Jakob Fordonski, der am 23. Dezember 1939 in Lübeck verhaftet wurde. Bis zum 2. September 1940 war er Häftling des Konzentrationslagers Buchenwald. Von dort wurde „Onkel Jakob“ in das Konzentrationslager Dachau verschleppt, wo er am 14. Mai 1941 mit 54 Jahren ums Leben gekommen ist. Rosa Fordonski wurde am 6. Dezember 1941 mit weiteren 91 Juden aus Lübeck in das Lager Riga-Jungfernhof im besetzten Lettland deportiert. Ein Todesdatum für „Tante Rosa“ existiert nicht. Sie gehört zu den Opfern, von denen es in der „Todesfuge“ von Paul Celan heißt: „Sie sind verschollen, ermordet, haben ein Grab in den Lüften.“

Helma Piper

sh:z, 23.06.2015



Der Islam – von den Anfängen und heute

Auch in Deutschland leben viele Menschen islamischen Glaubens.

1. Finde heraus, in welchen Ländern der Islam heute die am stärksten vertretene Religion ist.
2. Die islamische Religion ist schon sehr alt. Erkundige dich, wo und wann der Islam entstanden ist. Informationen dazu findest du zum Beispiel in einem Online-Lexikon oder in der Bücherei.

Dazu gehören

VON JOACHIM POHL



Ob der Islam zu Deutschland gehört wie das Christentum, ist schon vor

Jahren hinreichend diskutiert worden. Tatsache ist jedoch, dass Muslime Teil unserer Gesellschaft sind, im Berliner Wedding ebenso wie hier in Schleswig, und nicht nur im Friedrichsberg. Vermutlich ist der Anteil der aktiv Gläubigen bei den Muslimen sogar größer als bei den Christen. Das ist aber nicht der Grund für den seltenen Anblick, den man vor einigen Tagen auf einem schönen Parkplatz im Gewerbegebiet im Norden der Stadt erleben konnte. Da knieten über 200 Menschen frühmorgens um 7 auf einem großen Teppich und beteten. Anlass war das Ende des Ramadan – ein ganz besonderer Feiertag im Islam, der weltweit begangen wird. Aber warum draußen und nicht in der Moschee?

„Wir wollten uns zeigen“, sagt einer der Organisatoren. Das sei innerhalb der islamischen Gemeinde durchaus umstritten gewesen, sagt er. Es gebe viele, die lieber unter sich und in geschlossenen Räumen bleiben wollten. „Wir sind hier“, sagt jedoch der Mann, und das wolle man mit einem öffentlichen Gebet

und ein paar Tage später mit einer großen Feier, ebenfalls öffentlich und draußen, zeigen. Und alle Schleswiger waren eingeladen, dazu zu kommen. Einige wenige sind der Einladung gefolgt, darunter der Bürgermeister und ein Pastor, der in seiner Ansprache betonte, dass Muslime und Christen schließlich zu dem gleichen Gott beten.

Auffällig und für unsere Gesellschaft gewöhnungsbedürftig, für viele auch inakzeptabel, ist die strenge Trennung von Männern und Frauen im Gebet – die Männer vorn, die Frauen weit dahinter für sich. Undenkbar in einem protestantischen Gottesdienst. Die Geschlechtertrennung galt zum Glück nicht für die Kinder, die während des Gebets munter in der Hüpfburg tobten.

sh:z, 15.06.2019

Muslimen vermissen im Corona-Ramadan Nähe

HANNOVER Die Muslime in Niedersachsen vermissen beim zweiten Ramadan die Fröhlichkeit und Nähe. „Wir Muslime sind sehr freundlich und sehr herzlich untereinander“, sagte der Leiter der Moschee Masjid-El-Ummah in Hannover, Mohammad Afzal Qureshi. Es gehöre dazu, sich zu umarmen und zu küssen. „Jetzt ist das völlig unpersönlich.“ Es fehle die Freude.

Zu den Freitagsgebeten hätten sich sonst etwa 300 Menschen versammelt, sagte Qureshi. Derzeit seien es höchstens 150 Menschen. „Viele Leute haben Angst, überhaupt in die Moschee zu kommen.“ Um beim Beten die Abstände einhalten zu

können, gebe es zwei Freitagsgebete.

Als in der Region Hannover wegen hoher Ansteckungsraten nächtliche Ausgangsbeschränkungen galten, habe man den Gemeindegliedern Bescheinigungen mitgegeben mit den Zeiten von Abend- oder Nachtgebeten. Ihm seien keine Probleme bei Kontrollen bekannt geworden, berichtete Qureshi. Der Weg von oder zu religiösen Veranstaltungen war von der Ausgangssperre ausgenommen.

In Niedersachsen leben rund 250 000 bis 300 000 Muslime. Der Fastenmonat Ramadan hat in diesem Jahr am 13. April begonnen und endet am 12. Mai. *dpa*

Delmenhorster Kreisblatt, 17.04.2021

Der Islam – von den Anfängen und heute

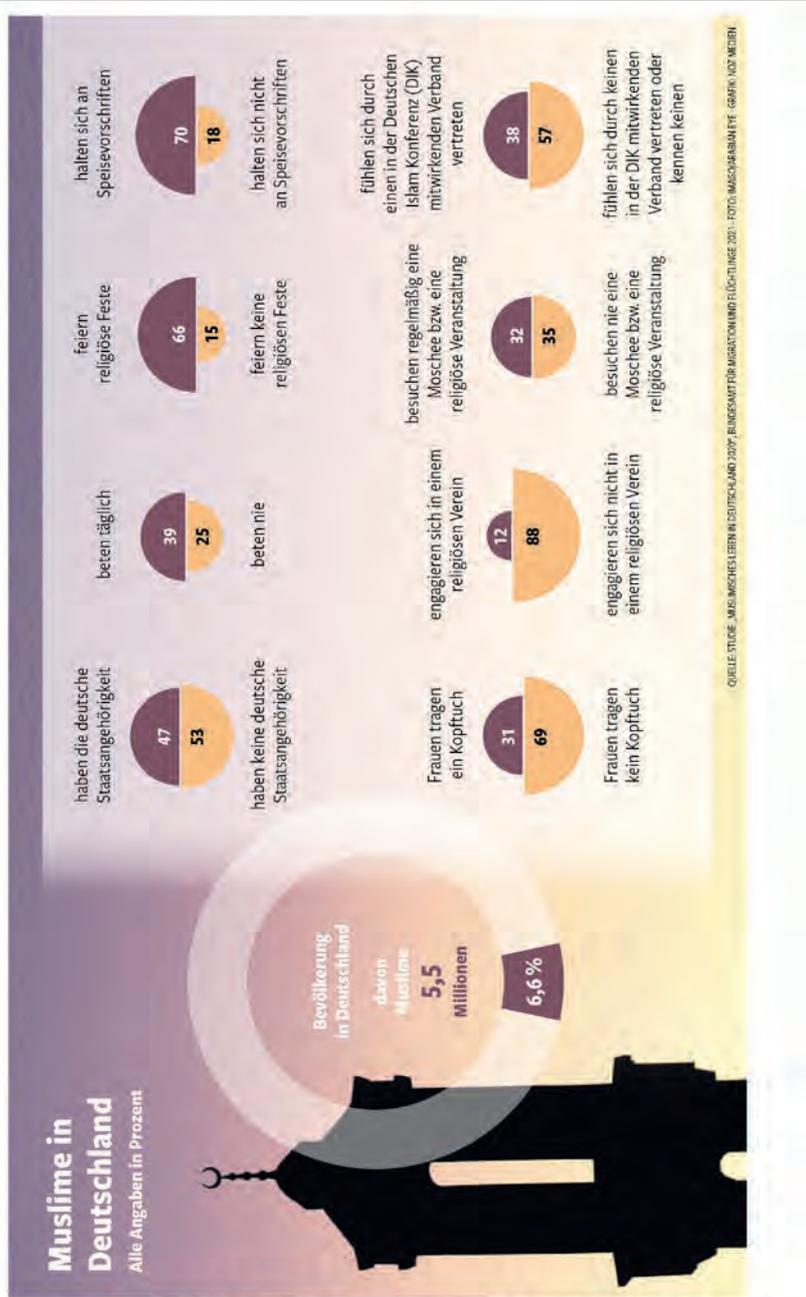
In zwei Jahren fit für die Moschee

Morgen startet in Osnabrück das bundesweit einzigartige Islamkolleg, an dem Imame erstmals in Deutschland ausgebildet werden

Stefanie Witte

Mehr als fünf Millionen Muslime leben in Deutschland. Die Imame, die sie in der Moschee betreuen, werden in der Regel aus dem Ausland nach Deutschland geschickt. Das soll sich nun ändern. In Osnabrück startet morgen eine bundesweit wichtige Einrichtung – das Islamkolleg Deutschland.

Was ist ein Islamkolleg? Wer Pfarrer, Rabbiner oder Imam werden will, studiert die jeweilige Religion. Das allein befähigt ihn aber noch nicht dazu, eine Gemeinde zu leiten. Deshalb gibt es Priester- und Rabbinerseminare. Auch im Islam braucht es mehr als ein Theologiestudium. Um islamische Theologen in Deutschland zu Imamen weiterzubilden, wurde nun in Osnabrück das Islamkolleg Deutschland gegründet. Zwei Jahre lang werden Theologen hier fit gemacht für die Moschee.



Der Islam – von den Anfängen und heute

HINTER DER GESCHICHTE

Özdemir: Umgang mit Ditib „weltfremd“

Der Grünen-Politiker Cem Özdemir hat sich erneut strikt dagegen ausgesprochen, dass die Ditib in Nordrhein-Westfalen künftig beim Islam-Unterricht einbezogen werden soll. Die schwarz-gelbe Landesregierung hat verlassen, dass er unabhängig vom türkischen Staat engagiere sei, „weltfremd“, sagte er dem „Kölnner Stadt-Anzeiger“ und RedaktionsNetzwerk Deutschland (RND). Man müsse besonders intelligent sein zu wissen, dass Ditib eine hierarchisch gegliederte Organisation

epd

den gründeten fünf kleinere Islamverbände 2019 einen Verein, der Imame ausbilden will, Zusammenschlüsse von Marokkanern, Bosniaken, Malikiten, zudem ein niedersächsischer Verband und der Zentralrat der Muslime. Die großen Verbände – etwa die türkische Ditib – sind nicht dabei. Ditib hatte 2020 ein eigenes Ausbildungszentrum in der Eifel eröffnet. Aber immerhin verträten die fünf Vereine zusammen 500 Moscheegemeinden, sagt Ucar.

Wer zahlt? Von Juli 2020 bis Oktober 2025 fördert das

ersten Mal die Forderung nach einer Ausbildung für Imame erhoben. „Die Zeit diese Imamausbildung ist zwar nicht die erste ihrer Art. Dennoch wird mit dem Projekt in Osnabrück Geschichte geschrieben. So bildet beispielsweise der größte deutsche Islamverband, die Ditib, seit Januar 2020 Imame in einem Imamseminar in der Eifel aus. Auch andere Verbände haben hierzulande Ausbildungsstätten. Das Kolleg in Osnabrück ist jedoch das erste, das vom deutschen Staat finanziert wird. Das Anliegen seiner Gründer: Hier sollen deutsche Imame unabhängig vom Einfluss anderer Länder wie etwa der Türkei ausgebildet werden.

Wie sah der Weg bis zum Kolleg aus? Vor allem einer hat von der Idee bis zum fertigen Kolleg zahllose Klippen geputzt: Gespräche mit Politikern geführt und Überzeugungsarbeit geleistet: der Professor des Instituts für Islamische Theologie in Osnabrück, Bülent Ucar. Er ist wissenschaftlicher Leiter der Einrichtung.

2007, so erinnert sich Ucar im Gespräch mit unserer Redaktion, habe er als Professor in Osnabrück zum

durch Bücher in deutscher Sprache. „In den vergangenen Monaten hatten wir vor allem viel Organisation zu bewältigen“, sagt der Professor, „von der Homepage bis zur Couchbestellung“. Zehn Aktenordner voller Lehrmaterial sind bereit.

Wo findet die Ausbildung statt? Der Standort Osnabrück soll nicht der einzige Ausbildungsort sein: Hier, so Ucar, sollen höchstens zehn bis zwanzig Prozent der Veranstaltungen stattfinden. „Wir adressieren das gesamte Bundesgebiet“, sagt der Professor. So gebe es Lerngrup-

pen von Hamburg bis München, von Düsseldorf bis Berlin und von Osnabrück bis Mannheim.

Welche Prominenten unterstützen das Projekt? Parallel hat das Kolleg einflussreiche Verbündete ins Boot geholt – etwa Altbundespräsident Christian Wulff, der vor mehr als zehn Jahren für Aufsehen gesorgt hatte, als er sagte, der Islam gehöre zu Deutschland. Wulff sitzt im Kuratorium des Kollegs. Zusammen mit Vertretern anderer Parteien. Im wissenschaftlichen Beirat unterstützen Wissenschaftler aus dem gesamten Bundesgebiet und Österreich das Projekt. Auch mit Bundesinnenminister Horst Seehofer und Bundeskanzlerin Angela Merkel habe es Gespräche gegeben. „Die Kanzlerin war sehr gut informiert“, so Ucar. Filiz Polat, Sprecherin der Grünen-Bundtagsfraktion für Migrations- und Integrationspolitik, hält das Islam-Kolleg ebenfalls für wichtig: „Mit der finanziellen Unterstützung des Kollegs setzt der scheidende Bundesinnenminister nach seinem missglückten Start zu Beginn der Legislaturperiode ein wichtiges Signal in die muslim-

Der Islam – von den Anfängen und heute



mische Community“, sagte Polat, die seit Februar Mitglied im Kuratorium der neuen Ausbildungsstätte ist. „Der Start ist ein großer Schritt in Richtung einer eigenständigen von den Herkunftsstaaten unabhängigen Ausbildung von Imamen in Deutschland.“ Schon jetzt gebe es zahlreiche Anfragen aus dem EU-Ausland zu dem Projekt. Mit Blick auf den türkisch-islamischen Verband Ditib, der kürzlich ein eigenes Ausbildungszentrum in der Eifel gegründet hatte, sagte Polat: „Für die Ditib wird das Projekt in Osnabrück eine große Konkurrenz sein.“

Wie geht es nach fünf Jahren weiter? Fünf Jahre wird das Projekt nun laufen. Aber was ist mit der Langfristsperspektive? Was, wenn die Projektförderung ausläuft? „Das ist einer der Punkte, die ich in meiner Eröffnungsrede ansprechen werde“, kündigt Ucar an. „Es kann nicht sein, dass man nach fünf Jahren sagt: Das war es jetzt.“ Ucar argumentiert, der Staat fördere katholische und evangelische Zwecke – warum also keine islamischen?

Wer soll die fertigen Imame und Seelsorger einstellen? Ucar skizziert drei Wege: Erstens könne man die Seelsorge mit einer Einstellung als islamischer Religionslehrer kombinieren, so dass die Last der Finanzierung nicht alleine bei den Gemeinden liegt. Zweitens könne der Staat in muslimische Integrationsarbeit investieren. Und drittens könne man über muslimische Wohlfahrtsverbände nachdenken – analog zu Caritas und Diakonie, die sich etwa in der Altenpflege oder bei Beratungsangeboten auch weitgehend über den Staat finanzieren.

Am 15. Juni starten 20 Kollegiaten mit ihrer Ausbildung zum Imam, 35 weitere mit der Ausrichtung Seelsorge und 15 Imame, die sich in einzelnen Bereichen weiterbilden. Was die Langfristsperspektive der Ausbildung angeht, ist der Osnabrücker Professor pragmatisch: „Entweder etabliert sich das Projekt, oder es wird 2025 aufgelöst. Für politische Symbolpolitik stehen wir hier nicht zur Verfügung.“

NOZ, 14.06.2021

Der Islam – von den Anfängen und heute

Was Muslime im Norden ins Herz trifft – Ein Besuch in der Moschee

NEUMÜNSTER Die „Patriotischen Europäer gegen die Islamisierung“ – für die Muslime in Neumünster ist diese Bewegung kaum ein Thema. Sie müssen schon direkt darauf angesprochen werden. „Pegida“, meint Cengiz Bozkurt (40). „Die wissen doch selbst nicht, was sie wollen“, sagt der gebürtige Neumünsteraner. Er ist zum Gesprächskreis zwischen Christen und Muslimen gekommen, der sich seit zwei Jahrzehnten in Neumünster regelmäßig trifft – an diesem Abend in der Merkezefendi-Moschee. „Pegida? Wenn dort Slogans fallen wie ‚Karroffeln statt Döner‘, dann kann man die Bewegung wirklich nicht ernst nehmen“, meint Bozkurt. Dennoch: Es gibt etwas, dass die Muslime beunruhigt, ja mit in Herz trifft: Wenn der Terror in Verbindung mit ihrer Religion gebracht wird. Ob wegen des Anschlags auf die Redaktion der Satirezeitschrift „Charlie Hebdo“ in Paris oder wegen der Gräueltaten der Terrortruppe „Islamischer Staat“ in Syrien und im Irak. „Das bewegt uns“, sagt Ihsan Toköz, Imam der Gastgeber-Moschee in Neumünster. Hier richten die Imame der drei großen Gemeinden der Stadt einen Appell an die Gesprächskreis-Teilnehmer: „Bitte niemals von ‚islamischem Terror‘ sprechen!“



Cengiz Bozkurt: „Pegida“ nicht ernst nehmen!
BLU (2)

„Christlichem Terrorismus“ gesprochen. Und Hüseyin Aydın, Imam der Neumünsteraner Dittib-Ulu-Moschee, fragt hypothetisch: Wenn zwei Fans eines großen Sportvereins einen Mord begängen – würden dann alle Fans des Vereins als potenzielle Mörder hingestellt werden? Die Imame stellen klar: „Terror hat keine Religion, Terroristen sind keine Muslime.“

Pastor Stefan Bemmé von der Ansehar-Kirchengemeinde in Neumünster hatte das Thema ins Rollen gebracht, als er die Salafisten, die ultrakonservativen Strömung innerhalb des Islams, ansprach. „Die Wahrnehmung ist, dass sie immer aktiver werden“, so Pastor Bemmé. „Ich bekomme es zwar nicht mit – aber ist es wirklich so?“, fragte er in den Raum. Der Verfassungsschutz hat vor allem die Anhänger des dschihadistischen Salafismus im Auge, die glauben, ihre Ziele durch Gewaltanwendung realisieren zu können. Oft sind demnach die Übergänge vom politischen Salafismus zum Dschihadismus fließend. Nicht wenige Bürger haben den Eindruck, dass die großen islamischen Gemeinden sich nicht genügend von den Extremisten abgrenzten.



Hüseyin Kazikoglu: „Pegida“ verstößt gegen Religionsfreiheit.“

Weit gefehlt, meinen die Muslime im Gesprächskreis: „Europa muss sich selbst fragen, warum Salafisten existieren“, sagt Imam Aydın. Meistens lebten diese in sozialen Brennpunkten. Hier seien vor allem mehr Sozialpädagogen gefragt, dort präventiv zu wirken. Die Imame lehnen eine pauschale Rechtfertigung ab. „Für Salafisten sind wir doch

selbst keine wahren Muslime“, gibt Imam Muslu zu bedenken. Den gebürtigen Neumünsteraner Oguzhan Kazikoglu (26), Student der Islamischen Theologie in Hamburg, stört: Es werde stets von Salafisten geredet, von denen es in Neumünster aber lediglich etwa 30 gibt. Dabei lebten in der Stadt deutlich mehr Rechtsextremisten. „Wir dürfen nicht nur fragen, was wir in Bezug auf den Salafismus tun können, sondern auch, was wir gegen Nazis unternehmen.“

Sein Bruder Hüseyin Kazikoglu (27), der bei einem Sicherheitsdienst arbeitet, kommt dabei doch noch einmal auf „Pegida“ zu sprechen: „Diese Bewegung verstößt eindeutig gegen die Religionsfreiheit.“ Der Familienvater ist einer der Wenigen beim Gesprächskreis, bei dem wegen „Pegida“ ein „beklemmendes Gefühl“ auf-

kommt. Cengiz Bozkurt, der sich ehrenamtlich in der Fatih-Moschee engagiert, mag sich davon hingegen nicht beeinflussen lassen: „Die Pegida-Leute sind sowieso gegen alles, was fremd ist“, sagt der 40-Jährige. Auch der Imam seiner Gemeinde, Muammer Muslu, bleibt optimistisch: „Inzwischen leben hierzulande seit mehr als 45 Jahren Muslime.“ Trotz mancher Gegener hätten sie aber stets Akzeptanz gespürt. „Deshalb werden wir hier noch in 450 Jahren leben.“

Muslu ist einer der Wenigen, dessen Worte ins Deutsche übersetzt werden. Anders bei Mehmet Adalya, einst Fabrikarbeiter, jetzt Rentner und Vorsitzender der Dittib-Ulu-Moschee: „Ich bin ein Neumünsteraner“, sagt der 66-Jährige mit schönem norddeutschen Akzent. *Wolfgang Blumenthal*

sh.z. 27.05.2015

Der Islam – von den Anfängen und heute

Die Moschee ist ein Stück Alltag

Islamisches Gebetshaus als offener Treffpunkt für Kinder, Frauen und Männer / Nachbarn entschuldigen sich für Kampf gegen Muezzin-Ruf

Rendsburg – Glitzernde Hula-Hoop-Reifen zieren den Eingangsbereich, gelbschwarze Papierbienen an den Wänden tragen Namen wie „Nilay“ oder „Muhamed“. Dass der Besucher die Kindernamen kennt, sie ihm aber doch fremd erscheinen, liegt daran, dass er Gast in einem besonderen Kindergarten ist: im KiTa-Raum der Rendsburger Moschee.

Das Gebäude steht an der Ortsgrenze zwischen Rendsburg und Büdelsdorf direkt neben den Bahngleisen und doch mitten im Wohngebiet. Mehtup Akkas ist im Haus nebenan aufgewachsen, heute ist die Moschee für die 30-Jährige ein zweites Zuhause. Mehrmals in der Woche kommt die Arzthelferin hierher, mit ihrem Mann, ihren Kindern, ihren Freundinnen. Sie sitzt auf einem Ministuhl und zupft den Strampelanzug ihrer Tochter mit dem „Hello Kitty“-Aufdruck zurecht. Anders als eine Kirche ist die Moschee kein reines Gotteshaus, vielmehr eine Art Kulturzentrum mit Angeboten für alle Generationen. „Während wir unsere Kinder hüten, kann mein Mann beten, die Jugendlichen toben am Kicker im Keller“, erzählt Mehtup Akkas.

Im Erdgeschoss wird Döner angeboten, der Supermarkt an der Frontseite hilft die laufenden Unterhaltskosten zu bestreiten. Yakin

Pural, stellvertretender Vorsitzender der Männergruppe, ist stolz darauf, dass der Bau vollständig aus Spenden finanziert wurde. „Eine Moschee zu haben, die auch wie ein Gotteshaus aussieht, war ein wesentliches Anliegen unserer Gemeinde“, sagt er. 1999 wurde der Grundstein gelegt, zehn Jahre später war der imposante Bau bezugsfertig.

In den vergangenen Monaten geriet die Moschee ins Visier der Öffentlichkeit: Ob ein Muezzin-Ruf ertönen dürfe, beschäftigte wochenlang Lärmschutzgutachter und Notare. Eine Lautstärke von 55 Dezibel wurde zugelassen, die Gemeinde beschränkt sich freiwillig auf 42. Ein guter Kompromiss, meint Bürgermeister Andreas Breitner. Von örtlichen Hardlinern als islamfreundlich kritisiert, will er die integrationswilligen Moslems beim Wort nehmen und in der Moschee eine eigene Sprechstunde anbieten. „Es ist ein wichtiger Schritt, die Moscheen aus Hinterhöfen und Lagerhallen herauszuholen“, so Breitner.

„Hätten wir gewusst, was auf uns zukommt, hätten wir uns nicht um den Gebetsruf bemüht“, räumt Ahmet Yazici ein. Der stellvertretende Vorsitzende des Bündnisses islamischer Gemeinden in Norddeutschland (BIG) hat sein ganzes Leben im beschaulichen Rends-

burg verbracht und war schockiert über die lautstarken Proteste gegen den Gebetsruf. Einen erfreulichen Effekt hätten die Querelen immerhin gehabt, denn seine Moschee gehört heute zu den bekanntesten des Landes. „Sogar aus Dänemark kommen Besuchergruppen.“ Betretet werden sie von Mehtup Akkas und ihrer Frauengruppe. „Wir erzählen gern von unserem Glauben, aber wir ziehen nicht von Tür zu Tür“, sagt ihre Kollegin Hatice Öztürk, „ich muss niemanden von meiner Religion überzeugen.“

Beide wollen aber als Frauen akzeptiert werden, und das nicht erst mit westlicher Kleidung. Mehtup und Hatice tragen Kopftücher, ihr einziger Schmuck ist ein Ehering, Schminke lehnen sie ab. Mehtup klingt ein bisschen wie eine norddeutsche Alice Schwarzer, wenn sie sich über verbreitete Frauenbilder empört. „In der Werbung zum Beispiel. Was haben Autos mit nackten Frauen zu tun?“ Hatice zuckt bestätigend mit den Schultern. Ihre Freundin fährt fort: „Ich präsentiere mich niemandem.“ Sie streicht über ihr leuchtend türkisfarbenes Kopftuch, das von einer Sicherheitsnadel zusammengehalten wird und das sie als Schutz empfindet – und keineswegs als Instrument der Unterdrückung. Die dreifache Mutter rollt mit den Augen, findet die immer-

Der Islam – von den Anfängen und heute

gleichen Klischees unerträglich. „Es steht mir bis hier“, sagt sie und hält ihre Hand flach unter die Nase, „die ewigen Diskussionen um Kopftuch, Terrorismus, Ehrenmorde. Das ist nicht unsere Religion. Islam heißt Frieden.“

Yakin Pural lehnt sich an die hellgelben Mauersteine der Moschee und lauscht dem Ruf zum Freitagsgebet: „Klingt wie eine Ameise im Vergleich zu den vorbeirauschenden Zügen“, stellt er fest. Wie Mehtup wird er nicht

müde zu betonen, dass sein Glaube für niemanden eine Bedrohung darstellen möchte. Schüler vom benachbarten Gymnasium bestätigen, dass sie den Ruf gar nicht wahrnehmen. Demnächst wollen sie das Gebetshaus besichtigen – Integration vor Ort.

Besonders eine Erfahrung zaubert allen Vertretern der muslimischen Gemeinde ein Lächeln ins Gesicht. Nach dem ersten umstrittenen Muezzin-Ruf kamen Ende Februar spontan zwei ältere

Damen aus der Nachbarschaft zu Besuch, mit Blumen, Schokolade und einer Entschuldigung. Sie hätten ein Protestschreiben gegen den Gebetsruf unterzeichnet, nun aber erkannt, dass die Sache „gar nicht so schlimm“ sei. Ahmet Yazici hofft: „Wenn man es schafft, Ressentiments zu überwinden, hat man viel erreicht.“

Paula Konersmann
21.05.2010

Der Islam – von den Anfängen und heute

Jeder Zweite empfindet den Islam als Bedrohung

Vorbehalte gegen den Islam sind hartnäckig und weit verbreitet. Vor allem dort, wo fast keine Muslime leben. Auf Dauer könnte das die Demokratie gefährden, warnt eine Studie.

Der Islam stößt in Deutschland auf breite Vorbehalte: Jeder zweite nimmt ihn als Bedrohung wahr. Das geht aus einer am Donnerstag veröffentlichten Studie der Bertelsmann Stiftung auf Basis des repräsentativen «Religionsmonitors» hervor.

Diese Wahrnehmung sei seit einigen Jahren «relativ stabil verwurzelt». Auffällig: In Ostdeutschland, wo wenig Muslime leben, ist die Skepsis größer als im Westen. So wollen der Erhebung zufolge 30 Prozent im Osten und 16 Prozent im Westen keine Muslime als Nachbarn.

Mit Globalisierung und Zuwanderung habe auch die religiöse Pluralität zugenommen, heißt es in der Untersuchung. Diese Vielfalt bereichere die Gesellschaft, meint jeder zweite Befragte. Die Sicht auf Christentum, Buddhismus, Judentum und Hinduismus fällt hier mehrheitlich positiv aus. Aber: Beim Islam sagt nur ein Drittel, dass er bereichernd sei.

Die Zahl der Muslime in Deutschland wird auf knapp fünf Millionen geschätzt, mit etwa 1,5 Millionen leben unter den Bundesländern die meisten in Nordrhein-Westfalen. Bundesweit gehören 44,8 Millionen Menschen der katholischen oder evangelischen Kirche an (2017).

Vorbehalte gegen den Islam seien allerdings nicht mit Islamfeindlichkeit gleichzusetzen, erläutert Yasemin El-Menouar, Religionsexpertin der Stiftung in Gütersloh. Als islamfeindlich einzustufen seien 13 Prozent der Befragten, die sich aktuell dafür aussprechen, die Zuwanderung von Muslimen zu stoppen - 20 Prozent in Ost- und 11 Prozent in Westdeutschland. Immerhin hätten das aber 2017 noch 20 Pro-

zent befürwortet. Islamfeindliche Gesinnte lehnen häufig auch andere Minderheiten ab, wie die Analyse zeigt.

Woher kommt die breite Skepsis gegenüber dem Islam? «Offenbar sehen viele Menschen den Islam weniger als Religion, sondern vor allem als politische Ideologie», meint El-Menouar. Zudem werde der Islam in der Öffentlichkeit meistens in negativem Zusammenhang thematisiert. Studienautor Gert Pickel sieht mehrere Gründe. Berichte über islamistischen Terror und Sorge vor Anschlägen machten einiges aus, sagt er der Deutschen Presse-Agentur. Auf viele wirke der Islam kulturell fremd.

Das Gefühl der Bedrohung - im Osten wiederum etwas häufiger geäußert als im Westen - gehe quer durch alle Bevölkerungsschichten, schildert der Religionssoziologe. Solche abgrenzenden, ablehnenden Haltungen könnten gefährlich werden: «Wenn eine signifikante Gruppe innerhalb der Bevölkerung eine andere, kleinere Gruppe als Bedrohung ansieht, schadet das auf Dauer der Demokratie.» Rechtspopulisten lebten geradezu davon, den Islam als Gefahr darzustellen. Auch die AfD positioniere sich gegen den Islam, vertrete eine Ausgrenzung von Muslimen und eine Anti-Migrationspolitik.

Religiöse Toleranz sei für ein gutes Zusammenleben von Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte eine entscheidende Voraussetzung, betont die Studie. Rund 70 Prozent der Bevölkerung sind demnach als tolerant anzusehen, da sie anderen Religionen ebenfalls einen Wahrheitsgehalt zusprechen.

Islam-Verbände beklagen immer wieder Ausgrenzung, Benachteiligung, Beleidigung

und auch Angriffe gegen Moscheen und Muslime. Das Sicherheitsgefühl in vielen Moscheegemeinden sei «empfindlich gestört», berichtete die Islam-Organisation Ditib gerade erst nach einer Bombendrohung am Dienstag in Köln gegen den bundesweit größten Moschee-Komplex.

Die Bertelsmann-Analyse richtet den Blick aber auch auf die Akzeptanz der demokratischen Werte und Prinzipien: Diese ist bei den Angehörigen der verschiedenen Religionen breit - unabhängig von Judentum, Christentum oder Islam. Die große Mehrheit von 89 Prozent der Bevölkerung - über alle Religionen hinweg - bewertet die Demokratie als eine gute Regierungsform.

Und wie lässt sich nun den hartnäckigen Islam-Vorbehalten entgegenwirken? Die Bertelsmann Stiftung rät zu frühem Austausch und Begegnung schon in Kita und Schule. Denn der «Religionsmonitor» belege auch, dass Menschen, die regelmäßig Kontakt zu Angehörigen anderer Religionen haben, weniger skeptisch auch gegenüber dem Islam sind.

Politikwissenschaftler Pickel sagt: «Alles, was ein Zusammenkommen unterstützt, ist hilfreich.» Die Islamkonferenz reiche nicht. Es brauche viele Kontakte: «Im Ruhrgebiet passiert das durch die Zusammensetzung der Bevölkerung auf natürliche Weise, aber im Osten ist das schwierig, weil dort extrem wenig Muslime leben. Insgesamt wird das ein zäher Prozess.» *DPA*

sh:z, 11.07.2019

Heute Türkei, einst Osmanisches Reich

Aus dem einstigen Osmanischen Reich ist die heutige Türkei entstanden. Versuche möglichst viel über das Osmanische Reich herauszufinden, zum Beispiel:

1. Wann existierte das Osmanische Reich?
2. Wo hat sich das Osmanische Reich befunden? Vergleiche es mit der heutigen Türkei.
3. Überlege: Wo findest du in deiner Umgebung Belege für den Einfluss der osmanischen Kultur auf die westliche?

Jugendliche blicken hinter den Horizont

Mädchen und Jungen aus über 30 verschiedenen Nationen sind in der Stifter Oase zuhause. Eine Reise in die Türkei soll dazu beitragen, Verständnis und Interesse für die fremden Kulturen zu wecken.

Altenholz – Mit über zwei Millionen Menschen bilden die Türken die größte Zuwanderungsgruppe in Deutschland. Die Vorurteile auf beiden Seiten sind dabei groß und erschweren die Integration oftmals. Unter dem Titel „Blick hinter den Horizont“ will in den Herbstferien eine elfköpfige Jugendgruppe des Jugendzentrums Stifter-Oase für 15 Tage in die Türkei reisen und dabei die Kultur der Migranten und den türkischen Alltag näher kennen lernen.

Tobias Blank, Leiter des Jugendzentrums, der die Reise auch betreut, erhofft sich so, „Jugendliche zum zweiten Blick zu animieren und mehr Verständnis für die Schwierigkeit des Lebens in einer fremden Nation zu entwickeln“. Und weiter: „Die Türken in Deutschland gehören meist nicht vollständig unserer Kultur an, aber auch nicht mehr der der Türkei, sie leben dazwischen. Diese Problematik werden unsere Mitreisenden vielleicht erkennen“, so der Pädagoge. Begleitet werden die elf Jugendlichen und ihre Betreuer aus Altenholz dabei die gesamte Zeit von einer türkischen Jugendgruppe aus einem Partnerzentrum in Nevşehir, einer Stadt im Inneren des Landes. So wird der kulturelle Austausch noch unmittelbarer, und die Mitreisenden haben die Möglichkeit, türkische Jugendliche, ihren Alltag, Interessen, Probleme und Sorgen selbst zu er-

fragen und zu erfahren.

Für den Sommer 2009 ist auch schon der Gegenbesuch der türkischen Gruppe in Altenholz geplant. „Wir hoffen, so mehr Verständnis für Einwanderer zu wecken, aber auch Neugierde auf fremde Kulturen und ihre Bürger“, erklärt Tobias Blank. Seit elf Jahren reist der Zentrumsleiter mittlerweile mit Jugendgruppen in die Türkei und freut sich auf den siebten Austausch. „Unser Jugendzentrum ist ja selbst eine zweite Heimat für über 30 Nationen, und fremdländische Einflüsse spielen in unserem Miteinander eine große Rolle, diese Reisen bringen viele neue Erfahrungen mit sich“, sagt Blank.

Jede der Exkursionen beschäftigt sich mit einem anderen Schwerpunkt. In diesem Jahr will die Gruppe die „organisierte Jugendarbeit in der Türkei“ näher untersuchen. „Welches Jugendangebot gibt es überhaupt? Existieren Ähnlichkeiten oder Unterschiede zu dem deutschen Angebot?“, sind dabei einige der Fragen, denen die Teilnehmer nachgehen werden. Dazu hat Tobias Blank ein abwechslungsreiches Angebot ausgearbeitet, zu dem auch der Besuch einer Islamschule, einer Moschee und des Deutschunterrichts einer türkischen Schule gehört. Außerdem werden die Mitfahrer die eindrucksvolle Natur der Türkei auf Wanderungen erkunden. „Das wird keine Urlaubsreise“, warnt Tobias

Heute Türkei, einst Osmanisches Reich



Blank, „aber zwei Wochen mit Freizeiteffekt“ – schließlich sind ja auch Herbstferien. Und so fehlt auf dem Austausch, der in Ankara beginnt und durch die zentrale Türkei weiterführt, natürlich nicht der abschließende Besuch des Mittelmeers an der Südküste.

Die Gruppe der mitreisenden Jugendlichen ist bunt gemischt. Jungen sowie Mädchen zwischen 15 und 20 Jahren, jeder der Lust und Interesse hatte, konnte sich anmelden. Der 18 Jahre alte Konstantin Schnebel fährt bereits zum dritten Mal mit, so begeistert haben ihn die vorangegangenen Besuche. „Man hat echt viel Spaß mit den anderen Jugendlichen, das Wetter ist super und die Kultur echt angenehm, die erinnert mich an meine Heimat Kasachstan“, erklärt Konstantin seine Begeisterung.

Sein Mitreisender, Manuel Hapke, will auf der Reise vor allem „das tägliche Leben in der Türkei kennen lernen“. Die größte Sorge bereitet dem 16-Jährigen im Vorfeld noch der dreistündige Flug. Da ist er in der Gruppe nicht allein, auf großen Plakaten, die die

Jugendlichen in der Vorbereitung gemeinsam ausgearbeitet haben, steht unter der Rubrik „Befürchtungen“ neben der Flugangst aber auch der Punkt „totales Unverständnis“. „Hoffentlich können wir uns alle gut auf Englisch verständigen und gegenseitig kennen lernen“, sagt Lina Klement, die zum ersten Mal mitreist.

Betreuer Tobias Blank sieht dieser Befürchtung jedoch gelassen entgegen, bis jetzt habe noch jede Reise einen engen Gruppenzusammenhalt erzeugt und bewiesen, dass Verständigung auch mit Händen und Füßen gelänge. Als besonders ergreifendes Erlebnis hat er dabei eine Reise in Erinnerung behalten, während der ein türkischer Junge, der eigentlich nicht schwimmen konnte, sich gemeinsam mit der Gruppe und Schwimmweste traute, im Mittelmeer baden zu gehen. „Blick hinter den Horizont“, damit ist wohl auch der eigene gemeint.

Judith Pape
26.09.2008

Vom Osmanischen Reich zur Türkei

Eutin/oha – Die Sektion Eutin der Schleswig-Holsteinischen Universitäts-Gesellschaft eröffnet die Vortragsreihe des Winterhalbjahres am Mittwoch, 1. Oktober, um 19.30 Uhr im Seminarraum der Eutiner Landesbibliothek. Referent ist Prof. Dr. Manfred Hanisch, Direktor am Historischen Seminar. Sein Vortrag trägt den Titel: „Vom Osmanischen Reich zur modernen Türkei - Der Umbruch im Nahen Osten nach dem ersten Weltkrieg“. Der Nahe Osten gehört zu den Brennpunkten der Tagespolitik. Wie die Probleme entstanden sind, ist in der Öffentlichkeit wenig bekannt. Der Erste Weltkrieg, die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“, und der

Umbruch danach spielen nicht nur in Europa, sondern auch im Nahen Osten eine wichtige Rolle bis heute. Damals umfasste das Osmanische Reich weit mehr als das Gebiet der heutigen Türkei. Professor Hanisch berührt in seinem Vortrag Stichpunkte wie Kemalismus im Widerstreit mit dem Islamismus in der Türkei, das Armenierproblem, das Problem der Kurden und derer vergebliche Autonomieforderungen, den Palästina/Israel-Konflikt sowie Konflikte innerhalb der arabischen Welt. Gäste sind willkommen. Der Eintritt für Mitglieder und Schüler ist frei.

27.09.2008

Heute Türkei, einst Osmanisches Reich

OSMANISCHES REICH MAMELUCKEN-SCHLACHT

Der türkische Präsident Recep Tayyip Erdogan bemüht sich schon seit längerem darum, die von Mustafa Kemal Atatürk gegründete moderne Türkei wieder stärker in die Tradition des Osmanischen Reiches zu stellen. Vor diesem Hintergrund ist das Datum der türkischen Militäroffensive gegen die IS-Terrormiliz in Syrien interessant: Sie begann auf den Tag genau 500 Jahre nach einer der wichtigsten Schlachten in der Geschichte des Osmanischen Reiches. Am 24. August 1516 besiegte das osmanische Heer im Norden des heutigen Syriens die Armee der Mamelucken, die damals große Teile der arabischen Welt beherrschten. Doch in der Schlacht von Mardsch Dabik – rund 80 Kilometer südwestlich westlich des heutigen Kampfschauplatzes gelegen – ließen die überlegenen Truppen Konstantinopels den Mamelucken keine Chance. Der Sieg öffnete den Osmanen den Weg zur Eroberung von Damaskus, Kairo und großen Gebieten der arabischen Welt. *dpa*

sh:z, 25.09.2016

Heute Türkei, einst Osmanisches Reich

Bunt statt nur Schwarz-Weiß

Ramazan Düzgün unterrichtet Kinder in türkischer Kultur und Sprache / Er setzt sich für ein besseres Zusammenleben zwischen den Kulturen ein

GLÜCKSTADT. „Ich hatte Glück, dass mich mein Nachbar gleich am Anfang zum Schach eingeladen hat – so hatte ich sofort Kontakt zu den deutschen Mitbürgern“, erzählt Ramazan Düzgün. Seit November arbeitet der 41-jährige Türke im Auftrag des türkischen Generalkonsulats als Lehrer in Glückstadt. Der Germanist unterrichtet fünf Jahre lang Kinder mit Wurzeln in der Türkei in der Kultur und Sprache seines Landes. Aber Düzgün sieht nicht nur die Vermittlung der türkischen Sprache und Kultur als seine Aufgabe. Er will auch versuchen, das Zusammenleben zwischen seinen Landsleuten und den Deutschen zu verbessern. „Ich finde es sehr traurig, dass die unterschiedlichen Kulturen hier so wenig miteinander zu tun haben. Viele der Menschen wohnen seit über 50 Jahren Tür an Tür – und leben trotzdem aneinander vorbei.“ Dabei machten die Menschen mit türkischen Wurzeln etwa neun Prozent der Gesamtbevölkerung in Glückstadt aus.

Düzgün kritisiert, dass in den deutschen Medien nur ein sehr einseitiges Bild von der türkischen Kultur vermittelt werde: „Ich lese immer nur von Ehrenmorden und Zwangsehen. Dabei kenne ich persönlich niemanden, der zu einer Ehe gezwungen wurde.“ Ein Schwarz-Weiß-Bild könne man ohne viel Mühe von jeder Kultur zeichnen – „auch ich könnte ohne Probleme nur Negatives über Deutschland berichten. Aber das bringt doch keinen weiter.“

Um die Menschen einander näher zu bringen, engagierte sich Ramazan Düzgün etwa beim türkischen Kinderfest Anfang Mai und versuchte daraus ein Fest für alle Kulturen zu machen. „Über die Kinder kommen auch die Erwachsenen ins Gespräch. Dann sehen sie, dass die Anderen ganz normale Menschen sind,



Der türkische Lehrer Ramazan Düzgün bleibt für fünf Jahre in Glückstadt.

PFEIFER

die die gleichen Sorgen haben und sich über die selben Dinge freuen.“ Leider seien nicht alle angesprochenen Gruppen gekommen, „aber nächstes Jahr werde ich früher anfangen, für das Fest Werbung zu machen.“ Die nächste Chance bietet sich bereits im Herbst beim Fest der Vielfalt. Dort will Düzgün mit dem sehr engagierten türkischen Elternkreis eine Tanzveranstaltung auf die Beine stellen und an einem Stand türkisches

Essen anbieten. „Dann haben wir auch die Gelegenheit, von unserer Kultur zu erzählen.“

Von den muslimischen Gemeinden in Glückstadt wird Düzgün sehr unterstützt. „Sie haben mir geholfen, meine Wohnung einzurichten und im türkischen Café lässt mich niemand bezahlen. Denn in der Türkei ist ein Lehrer eine wichtige Respektsperson. Er bereitet die Kinder für die Zukunft vor.“

In den kommenden Jahren will Ramazan Düzgün seine Doktorarbeit über Vorurteile bei deutschen und türkischen Eltern fertig schreiben. Es geht ihm aber auch darum, die Vereine zusammenzubringen und Kontakte zu pflegen. „Die Leute müssen über ihre Probleme und Vorurteile reden, um sie aus der Welt zu schaffen. Im Moment beobachte ich oft, dass sie einfach nur aufhören, miteinander zu reden.“
Cornelia Pfeifer

sh:z, 20.05.2015